

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 22 (1966)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher, Zeitschriften, Schallplatten

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wir ein fünfjähriges Ferienkind, auch ein Zürcherli. Unser Bärbeli war glücklich, endlich ein Gspänli zu haben. Die Meiteli verstanden sich wunderbar, und es war eitel Freude im Hause. Nur ich bekam wieder gelinde Stöße! Warum lehrt man das Kind nicht richtig Züritütsch? Warum sagt es Schürzli statt „Schößli“, Eßlätzli statt „Mosueli“ und anderes mehr?

Ja, und erst gestern! Da brachten wir anfangs letzter Woche das Ferienkind zurück und blieben bei dieser Gelegenheit einige Tage beim Groseli. Gestern traten Bärbeli und ich die Rückreise an. Es war Samstag und der Schnellzug gut besetzt. Doch hatten wir das Glück, neben einer Dame mit zwei herzigen Meiteli Platz zu finden. Ich war froh, für Bärbeli Unterhaltung zu haben, hatte ich doch auf der Hinfahrt gesehen, daß die Bahnfahrt nur halb so lang scheint, wenn sich die Kinder untereinander verweilen können, anstatt ihr Müetti stundenlang mit Fragen zu bestürmen. Es waren freundliche Meiteli von drei und fünf Jahren, auch Zürcherli. Die Kinder fanden sich schnell, und die Dame meinte beim Aussteigen vor Lausanne, die Fahrt sei ihr noch nie so kurz vorgekommen. Aber zum Schluß bekam ich den schönen Satz zu hören: „Suseli, mach na es Schleifli am Mützli und laß s Püppli dänn nüd ligge.“ Warum konnte die Dame nicht „Bäbi“, „Lätsch“ und „Chäppli“ sagen?

Nun bin ich ganz niedergeschlagen. War das schon immer so und hatte ich früher nur das Sprachgefühl nicht für solche Sachen? Oder hat sich das Zürichdeutsch in den wenigen Jahren, die wir in der welschen Schweiz leben, so sehr verändert? Meinen diese Leute alle, es sei vornehmer, sich so gewählt auszudrücken? War alle meine Mühe umsonst und wird unser Bärbeli womöglich einmal ausgelacht wegen seiner altmodischen Sprache, wenn es seine Ferien in Zürich verbringen sollte?

A. M. („Die Tat“)

Geht das etwa nur die Zürcher an??

Elisabeth Brock-Sulzer hat in ihrem Vortrag in Zug (über den wir in Heft 3 berichtet haben) gewarnt, wir sollten es uns nicht allzu hemdärmelig-bequem machen in der Mundart (und sie dadurch aus aller Form und Fasson bringen). Sollte sie sich da nicht freuen über diese Leute, die sich offensichtlich Mühe geben, „gewählt“ zu reden, wie die Schreiberin sagt? „Bhüetis näi!“ würde sie wohl abwehren, „das ist ja womöglich noch schlimmer, denn die putzen ja die Mundart nur mit entlehnten schriftdeutschen Blümlein auf und lassen sie dahinter erst recht zugrunde gehen.“ Ist es wirklich so schwer, eine anständige Mundart zu bewahren, zwischen den Klippen des Wurstelns und des Schielens hindurchzusteuern?

km

Bücher, Zeitschriften, Schallplatten

JOHN F. KENNEDY: *A Nation of Immigrants*. H. Hamilton, London 1964.

111 S. Ln. 15 s. — Deutsche Ausgabe: *Die Nation der vielen Völker*. Mit einem Vorwort von Robert F. Kennedy. Econ-Verlag, Düsseldorf 1965.
160 S. Ln. Fr. 15.—.

Mit seiner knappen und ebenso spannend wie lehrreich geschriebenen Darstellung der Einwanderung, ihrer Hintergründe, Schwierigkeiten, Auswirkungen und Gesetzesbestimmungen will der Verfasser ein Anliegen sozusagen aller amerikanischen Volksgruppen treffen, die seit rund fünfzig Jahren immer bewußter und gezielter versuchen, ihre Herkunft, ihren Anteil an der nationalen Geschichte

und ihre Aufbauarbeit ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zu rücken. Kennedy faßt in seinem Buch auf packende Weise zusammen, geht da und dort in Einzelheiten (z. B. in das Abenteuer der Ausreise, die Bereicherung des Alltags mit althergebrachtem Brauchtum) und rechnet ziemlich schonungslos mit der Einwanderungspolitik ab, zu deren Verbesserung er freilich auch seine Vorschläge darlegt. — Hier besonders zu erwähnen ist wohl der Abschnitt über die deutschsprachigen Einwanderer. Ihr Anteil am kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Aufbau der Vereinigten Staaten ist sehr hoch bewertet, haben sie doch in fast allen Staaten geistig und materiell Entscheidendes geleistet. Ihnen mehr als andern verdankt Amerika die Lockerung des puritanischen Geistes, den Ausbau der Weihnachtsfeiern, den Kindergarten, die großzügige Pflege von Musik, die Gesangvereine, die Turnvereine, den Christlichen Verein junger Männer, die Eindämmung der Sklaverei usw. usw.; ihre „Gemütlichkeit“ und Berufstüchtigkeit haben manche Städte geprägt. — Dem Buch sind 46 wertvolle Photographien, eine Zeittafel zur Einwanderungsgeschichte, Literaturhinweise und Präsident Kennedys Botschaft zur Lockerung der Einwanderungsgesetze vom 23. Juli 1963 beigegeben, was das Buch nur denkwürdiger macht.

L. Sp.

EDITH HALLWASS: *Wer ist im Deutschen sattelfest?* J. Pfeiffer, München 1965 (Pfeiffer-Werkbücher Nr. 45). 248 S., 14 Zeichnungen im Text. Kart. Fr. 11.65.

Diese nach den Spielregeln des Gruppen- oder Einer-Quiz aufgebaute Sprachlehre weicht immer wieder vom Einheitsschema der A-B-C-Fragen ab, indem sie nach dem Warum fragt und die Antworten mit Hinweisen auf sprach- und kulturgeschichtliche und auf etymologische Zusammenhänge bereichert. In unterhaltsamem Spiel („Wer keinen Spaß versteht, den können wir nicht brauchen“, S. 6) werden Bedeutungsunterschiede, Regeln der Wort- und Satzlehre, der Aussprache, der Rechtschreibung, der Stillehre usw. aufgefrischt und eingeprägt. Für wen? „Für aufgeschlossene junge Menschen, die schon alt genug sind, um gern zu lernen, und noch jung genug, um über eigene Fehler lachen zu können“ (S. 5). Das Buch ist deshalb nicht nur den Mittelschülern, sondern auch all jenen zu empfehlen, die auf erheiternde Art ihre Grammatik-Kenntnisse „überholen“ und das Sprachgewissen schärfen möchten.

444mal stellt die Verfasserin anhand von Wort- und Satzbeispielen aus dem Alltag in 14 Kapiteln Fragen; fast 444mal weiß sie sattelfest zu antworten; wo nämlich nicht schlicht mit Ja oder Nein, mit Richtig oder Falsch zu antworten ist, wo weder bei Duden noch bei den zünftigen Grammatikern Rat zu holen ist, bekennt sie sich gern zu ihrer persönlichen Meinung (z. B. Nr. 329, 350). Von der Rechtschreibung sagt sie ebenso vereinfachend wie unmißverständlich: „Die heutige Form unserer Rechtschreibung ist 65 Jahre alt. Menschen schickt man mit 65 Jahren in Pension“ (S. 133). Für die Antworten 221 und 226 wäre eine bessere Auszeichnung der Kleinschreibung zu empfehlen: statt Großbuchstaben in verkleinerter Form am Wortanfang fette Kleinbuchstaben. Dies dürfte gerade jungen Benützern des Buches unmißverständlich ins Auge fallen. Die Schlußformel für Briefe „Wir danken... und verbleiben mit freundlichen Grüßen“ (Antwort 309) gilt bei uns kaum als sattelfest; dem Verb „verbleiben“ haftet ein zu feierlicher oder ein veralteter Sinn an; unsere Korrespondenzberater empfehlen die natürlichere Formel (die wir zugleich an die Verfasserin richten): „Wir danken... und grüßen freundlich.“ L. Sp.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. Goethe

Es gibt an der deutsch-französischen Sprachgrenze in der Schweiz wohl kaum einen Abschnitt, wo diese „Grenze“ so unübersichtlich, im Zickzack und in Schleifen, verläuft wie zwischen Freiburg und Murten; und eigentlich ist sie hier gar keine Grenze, keine Linie, sondern ein breites Band, eine Mischzone, in der die beiden Sprachen gebietsmäßig sozusagen ineinanderfließen. Diesem Sachverhalt entspricht auch der Stand der Erforschung des geschichtlichen Werdens der heutigen Verhältnisse: es liegt noch vieles im Dunkeln oder ist umstritten. Mit seinem großen Werk, einer Freiburger Dissertation, hat Bruno Roth einiges Licht in dieses Dunkel gebracht. Unter Berücksichtigung der politischen Entwicklung von der Landnahme der Alemannen an bis zur Machtentfaltung Berns und darüber hinaus untersucht und bespricht er im Hauptteil des Werkes (S. 21—336) den sprachlichen Zustand des Murtenbiets im 15. Jahrhundert auf Grund von Namenbelegen. Für alle Orte der Pfarreien Kerzers, Ferenbalm, Murten, Merlach (Meyriez) und Môtier (im Wistenlach) werden mehr oder weniger lange Listen von Orts-, Flur- und Personennamen gegeben und durchleuchtet. Für uns Heutige wirkt die Tatsache einigermaßen verblüffend, daß in jenen Zeiten nicht nur die Vornamen, sondern auch die Geschlechtsnamen übersetzbare waren: aus *Tissots* wurden *Weber* oder umgekehrt. Daß dies die Forschung erschwert, liegt auf der Hand. Auf Grund seiner Untersuchungen kommt Roth zu Schlußfolgerungen, die bisher gültigen Ansichten zuwiderlaufen. Vor allem weist er nach, daß auch die östlichen Pfarreien Fräschels und Kerzers nicht stets, d. h. seit der alemannischen Landnahme, alemannisch gewesen und geblieben, sondern es erst später in einem langsamem Umgestaltungsvorgang geworden sind. Somit lag also die romanisch-alemannische Sprachsgrenze ursprünglich etwas weiter nordöstlich, als bisher angenommen worden ist. Anderseits zeigen die Namenbelege auch, daß das heute noch welsche Wistenlachgebiet ebenfalls alemannischem Einfluß (wörtlich zu nehmen als Zuwanderung von Siedlern) ausgesetzt war; dafür zeugt etwa der zu deutsch mit „Matten“ übersetzte Ortsname *Praz* (S. 334). Die im Süden an die alte Herrschaft Murten grenzende, heute jedoch mehrheitlich französischsprachige Gemeinde Grissach (Cressier) wies im 15. Jahrhundert eine deutsche Mehrheit auf (S. 268). Von der Pfarrei Merlach, die mit dem etwa eine Stunde westlich der Stadt Murten gelegenen Ort Greng an Pfauen (Faoug, Waadtland) grenzt, wird für die gleiche Zeit bezeugt, „daß ein Germanisierungsprozeß im Entstehen ist, und zwar bedeutend früher und anderswo, als bisher angenommen wurde“ (S. 280). — Als unhaltbar bezeichnet Roth die oft vertretene Ansicht, daß das Murtenbiet und besonders das Große Moos vor der Ankunft der Alemannen gar nicht oder dünn besiedelt gewesen sei. Die Alemannen haben sich nach ihm vielmehr einfach unter den Romanen „eingenistet“, sei es durch neue Rodungen, sei es durch Übernahme des Bestehenden. Sehr wichtig ist sodann die vom Verfasser selbst durch besondere Schrift hervorgehobene Feststellung: „Es muß hier aber ein für alle mal von der Meinung Abstand genommen werden, wonach die Alemannen und die späteren alemannischen Zuzüger rücksichtslose Zerstörer des Romanentums gewesen seien. Vielmehr ist einem friedlichen Zusammenleben zweier verschiedener Sprachelemente, wo das eine auf das andere angewiesen ist, das Wort zu reden.“ Dies gilt unbeschadet der von ihm an anderen Stellen erwähnten Tatsache, daß das Geschehen vom Westen und vom Osten (und später vom Süden) her politisch beeinflußt wurde: Savoyen (Chambéry/Turin) und Losanen begünstigten die Beibehaltung des Romanischen, ja stellenweise die Wiederromanisierung; Bern und das eidgenössische Freiburg forderten die Verdeutschung. Wenn Roth zum Schluß meint, die Zeichen deuteten darauf hin,

daß der schon uralte Germanisierungsprozeß heute noch nicht abgeschlossen sei und zu einer weiteren Verschiebung der Sprachgrenze führen könne, so möchte man dahinter ein Fragezeichen setzen, weil die Widerstandskraft des inzwischen an die Stelle der romanischen Patois getretenen Französischen als einer Literatursprache gegenüber der nach wie vor herrschenden alemannischen Mundart ganz anders einzuschätzen ist.

Einige Irrtümer, die dem Verfasser unterlaufen sind, dürfen nicht unerwähnt bleiben. Seite 78 und 142 spricht er von der Aarebrücke bei Gümmenen (zweimal!), wo es sich doch um die Saane handelt. Seite 225 und 228 ist für den Savoyer Krieg (Freiburg gegen Savoyen und Bern) das Doppeljahr 1448/49 statt 1447/48 genannt. Im Literaturverzeichnis vermißt man unter „3. Literatur zur Sprachgrenze des Kantons Freiburg“: W. Henzen, Die deutsche Freiburger Mundart im Sensebezirk und südöstlichen Seebezirk (1927), S. 217, Anhang, I: Zur Sprachgrenze. Das Buch enthält leider auch viele nicht ganz klare, zum Teil auch grammatisch eindeutig falsche Sätze. Wir werden sie hier nicht alle aufspießen, doch ein Beispiel darf nicht fehlen. Seite 111: „Es sei dazu indessen nur soviel bemerkt, als die wirtschaftlichen Beziehungen... sehr rege gewesen sind.“ „als“?, nein „daß“! Ein ebensolcher falscher „als“-Satz findet sich Seite 187. Betreiben wir Beckmesserei? Wenn der Schuster bei seinem Leisten bleiben soll, dann darf dem Kritiker im „Sprachspiegel“ das Nörgeln nicht verübt werden. Die große Leistung Roths zur Erforschung der sprachgeschichtlichen Vergangenheit des Murtenbiets bleibt dadurch ungeschmälert.

-el.

Wort und Antwort

Diese Spalte steht unsern Lesern offen, soweit der Platz reicht. Die Schriftleitung hält sich zurück; sie überläßt es (zunächst) Ihnen, Stellung zu nehmen.

Zu Heft 6/1965, S. 181

Sehr geehrter Herr Doktor,

vor einiger Zeit schrieben Sie, die Spalte „Der Leser hat das Wort“ führe ein kümmерliches Dasein. Gestatten Sie daher einem Querschläger, folgendes Elaborat von sich zu geben, selbst auf die Gefahr hin, vom Abonnentenkreis ausgestoßen zu werden...

Im großen ganzen finde ich die Zeitschrift äußerst wertvoll; immerhin zöge ich die Erweiterung des Briefkastens auf Kosten vielleicht allzu gelehrter Abhandlungen vor. Auf dem Titelblatt fehlt bei dem Wort „Sprach spiegel“ (bewußt) der Bindestrich. Warum muß die Rechtschreibung auch hier der grafischen Darstellung weichen?

Das Folgende möchte ich nun am liebsten unter Fausts Worte stellen, nämlich: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“

Als kaufmännischer Angestellter bemühe ich mich — genügend Zeit vorausgesetzt — stets, einen Brief nach bestem Wissen und Können abzufassen. Die Anstrengungen kommen ja nicht nur der Sprache (auch einer Fremdsprache) im besonderen zugute, sondern sie erweitern den Horizont ganz allgemein. Daß ich, wie viele andere, noch weit von einem befriedigenden Resultat entfernt bin, können Sie jetzt selber feststellen.